

chen nationaler Beschränktheiten ableiten, die wiederum letztlich nur theoretisch erfolgen kann, durch ein energisches Einmischen in nationale Debatten auch auf der Grundlage einer systematischeren theoretischen Reflexion empirischer Befunde. Und beim Vergleich westeuropäischer und nordamerikanischer Gesellschaften mit außereuropäischen Gesellschaften fremder »Kulturkreise« stellt sich, darauf weist Jürgen Osterhammel in seinem Aufsatz hin, das Theoriebildungsproblem in gesteigerter Dringlichkeit. Unreflektierte Begriffsbildung, die von einem vermeintlich klar konturierten »Eigenen« ausgeht, wird das »Andere« unweigerlich in einem solchen Gegensatz konstruieren, wie nationszentrierte Vergleiche, die das Gegenüber an der Norm der eigenen Gesellschaft messen, immer nationale »Sonderwege« reproduzieren. Solche »Kulturvergleiche« bieten die Chance, durch Verfremdung des Blickes auf die eigene Gesellschaft Begriffsbildung auch für den eigenen Fall zu präzisieren.

Haupt und Kocka rechtfertigen in ihrer Einleitung ausdrücklich den »asymmetrischen« Vergleich, insbesondere im Zusammenhang mit Konstruktionen, die auf die Präzisierung der Besonderheiten eines der Vergleichsfälle abzielen. Unter solchen »Ungleichgewichten« kann man vieles verstehen. Eine »asymmetrische« Berücksichtigung verschiedener Fälle bei der Darstellung muß natürlich möglich sein; gerade ein Plädoyer für methodische Offenheit und Phantasie wird dies zugestehen. Aber Christian Meier weist in seinem Beitrag zurecht darauf hin, daß für den vergleichenden Forscher eine eigene Kenntnis sämtlicher Kontexte unerläßlich ist. Die Symmetrie dieser Kenntnisse muß so weit reichen, daß sie sich auf die für eine Erklärung eines Phänomens notwendige Ebene der Kontextualisierung erstreckt. Daher ist Skepsis angebracht gegenüber Vergleichen, die auf der Primärforschung über einen Fall basieren und für die Vergleichsfälle auf die jeweiligen nationalen Historiographien angewiesen bleiben. Denn um deren Nabelschau aufzubrechen, ist vergleichende Forschung schließlich ausgezogen.

Der Band bietet für den praktisch Vergleichenden und für den theoretisch Interessierten zahlreiche Anregungen und wertvolle Eindrücke. Er sollte Ausgangspunkt sein für eine revitalisierte methodische und theoretische Debatte in der Sozial- und Kulturgeschichte; ein klärender Abschluß, der klare Orientierungen und Perspektiven liefert, ist er nicht.

*Thomas Welskopp, Berlin*

Gerda Lerner, Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1995, 236 S., kart., 39,80 DM.

Beginnt man die Lektüre dieses Buches mit der Erwartung, über den gegenwärtigen Stand der methodischen und thematischen Fragestellungen der Frauengeschichte orientiert zu werden, so kann man es guten Gewissens beiseite legen. Darüber ist hier nichts zu erfahren. Mit Gewinn kann man dieses Buch jedoch dann lesen, wenn man es als das nimmt, was es ist: als Teil der Historie dieser Forschungsperspektive, zu deren Pionierinnen die US-amerikanische Historikerin Gerda Lerner zählt. Es handelt sich um eine Sammlung von Aufsätzen, geschrieben und veröffentlicht seit 1969, die Lerner 1979 unter dem Titel »The Majority Finds Its Past« zusammenfaßte. Diese Sammlung wurde ergänzt durch zwei Beiträge aus den 1990er Jahren, die wohl eher der Absicht geschuldet sind, der so viele Jahre später erscheinenden deutschen Ausgabe mehr Aktualität zu verleihen, als daß sie inhaltlich weiterführen. Beide Ergänzungen liegen im übrigen bereits in deutscher Übersetzung in Veröffentlichungen des Campus Verlages vor.

Was der Untertitel als »Grundlagen der Frauengeschichte« verspricht, bezeichnet Lerner 1979 in ihrer Einleitung des Sammelbandes zurückhaltender als »Streckenmarkie-

rungen« (S. 37) ihres Weges als Historikerin, die sich der Erforschung der Frauengeschichte sowie deren Anerkennung als Forschungsperspektive und -methode der Geschichtswissenschaft verschrieben hat. Die einzelnen Beiträge lassen sich nur kritisch würdigen, wenn man ihre Entstehungszeit mitbedenkt, die 1970er Jahre, als im Windschatten der neuen Frauenbewegung unter den Zeitgenossinnen ein historisches Bewußtsein entstand, das nach den Frauen in der Geschichte fragte. Es ging darum, sich klar zu werden: Was ist Frauengeschichte, was sind ihre Themen, Fragestellungen, ihre Methoden, welche Konsequenzen hat sie für die Geschichtsschreibung, deren Begriffs- und Epochenbildungen? Und es ging darum, diese Forschungsperspektive in der Fachwissenschaft argumentativ durchzusetzen. Diese Absicht einer grundsätzlichen Positionsbestimmung erklärt den programmatischen Charakter einiger Beiträge.

Lerners Überlegungen waren ein bedeutender Beitrag in dieser Phase und wirkten anregend auch auf die Debatte bundesdeutscher Historikerinnen, die etwas zeitverzögert zur US-amerikanischen in Gang kam. Die Grundlinie ihrer Argumentation lautet sehr knapp zusammengefaßt: Es gelte zu unterscheiden zwischen einer kompensatorischen Geschichte, die lediglich die Beiträge von Frauen zur Geschichte hinzufügt, die herkömmlichen, d. h. patriarchalen Wertmaßstäbe und Begriffe unangetastet läßt und den Blick von außen auf Frauen richtet, und einer frauenzentrierten Geschichte, die von den Erfahrungen und Lebenszusammenhängen von Frauen ausgeht und aus dieser Perspektive neue Fragestellungen aufwirft. In diesem Blickwechsel liege »die Herausforderung der Frauengeschichte« (S. 163), die zu einer Revision der traditionellen Geschichtsschreibung führen sollte, zu einer Neubewertung »der Grundüberzeugungen und der Methodologie der traditionellen Geschichtswissenschaft und des traditionellen Denkens insgesamt« (S. 174). Das Ziel, so Lerner, ist eine Universalgeschichte, die auf den historischen Erfahrungen von Männern und Frauen aufbaut, was in letzter Konsequenz eine separate Frauengeschichte überflüssig machen werde.

Diese Positionsbestimmung ist unstrittig in der historischen Frauenforschung, doch ist – trotz der Fülle von Forschungsergebnissen – die Synthese zur Universalgeschichte noch ferne Utopie, nicht zuletzt deshalb, weil die Bereitschaft zu einem Perspektivenwechsel und zur Relativierung des sogenannten Allgemeinen in der traditionellen Geschichtsschreibung immer noch wenig selbstverständlich und häufig nur rhetorisch ist. Selten noch offen abgelehnt, sieht man(n) die Frauengeschichte doch lieber als kompensatorisches Unternehmen, das dem unhinterfragt Allgemeinen das Besondere an die Seite stellt.

Neben den programmatischen Aufsätzen enthält der Sammelband Beiträge mit Forschungsergebnissen Lerners. Ihr Verdienst ist es, daß sie sehr genau den Blick auf die Unterschiede zwischen Frauen und ihre differenten historischen Erfahrungen richtet. Das mag heute, wo »Differenz« im feministischen Diskurs beinahe schon eine Leerformel ist, kaum erwähnenswert erscheinen. Gemessen am Stand der Debatte in den 1970er Jahren, in der bei jedem Sprechen über Frauen die Übereinkunft zugrundelag, es gebe eine von allen geteilte Erfahrung qua Geschlecht, führte Lerner die historische Frauenforschung über diese Begrenzung hinaus. In ihrem Aufsatz über »die Dame und die Fabrikarbeiterin« zeigt sie beispielsweise, wie die Klassenzugehörigkeit sich unterschiedlich auf die historische Erfahrung von Frauen im 19. Jahrhundert auswirkte und wie die Industrialisierung die Kluft zwischen Frauen der Unter- und Mittelschicht vergrößerte. Und als US-amerikanische Historikerin übersieht sie nicht die Differenz der »Rasse« und untersucht, wie sich die ethnische Zugehörigkeit in unterschiedlichen historischen Sichtweisen niederschlug (z. B. »Afroamerikanerinnen und weiße Frauen in Interaktion und Konfrontation«). Die zuweilen diskutierte Frage, welcher der Aspekte der Unterordnung – Geschlecht, Klasse, »Rasse« – Vorrang habe, ist für Lerner ohne Bedeutung. In dem aus den 1990er Jahren stammenden Essay »Unterschiede zwischen Frauen neu

gefaßt« formuliert sie hinsichtlich des Verhältnisses von Geschlecht und »Rasse« ihren Standpunkt so: Es gehe nicht darum »Prioritäten der Unterdrückung« zu diskutieren, sondern »die Wechselbeziehung beider Aspekte von Unterdrückung und ihre gegenseitige Abhängigkeit aufzuzeigen« (S. 182).

Das abschließende Fazit nimmt die einleitende Bemerkung auf: Will man dem vorliegenden Sammelband gerecht werden, so lese man die Aufsätze als Beiträge zur Geschichte der historischen Frauenforschung. Sie gehören zum Lebenswerk einer Historikerin, die diese neue Forschungsrichtung auf entscheidende Weise mitgeprägt hat.

*Christina Klausmann, Frankfurt/Main*

Joan Jacobs Brumberg, *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute.* Aus dem Englischen übersetzt v. Karin Dufner u. Katharina Föhns, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1994, 281 S., kart., 39,80 DM.

Joan Jacobs Brumberg hat ein beeindruckendes Buch verfaßt, das mit vollem Recht mehrere Preise erhielt. Es überzeugt sowohl als historische wie als medizinische Studie der Anorexia Nervosa (populär meist als Magersucht bezeichnet), führt beide Aspekte eindringlich zusammen und ist brillant formuliert, so daß Interessenten an diesem schwierigen Thema eine überaus anregende Darstellung erhalten. Brumberg bettet darüber hinaus diese Krankheit sensibel und methodisch reflektiert in die historisch wechselnden Kontexte ein, so daß die Lektüre nur empfohlen werden kann.

Im ersten Kapitel schildert die Autorin die Anorexia Nervosa in den 1980er Jahren, als diese Krankheit sich wie eine Welle verbreitete. Gerade in den USA erlangte sie zumindest in den Medien eine große Bedeutung, was zur Gründung zahlreicher Selbsthilfe-Vereinigungen führte. Hier zeigt die Autorin gegenüber manchen der seinerzeit verbreiteten Behauptungen – etwa über das massenhafte Auftreten der Krankheit – eine begründete Skepsis, die auch die anderen Abschnitte durchzieht und eine der wesentlichen Stärken der Arbeit ausmacht. Immer wieder weist Brumberg überzogene Behauptungen zurück, indem sie methodische Mängel, eine mangelnde empirische Basis oder die oftmals nur bruchstückhafte Überlieferung gerade der historischen Fälle betont.

Der souveräne Umgang mit dem Material und den gängigen Interpretationen zeigt sich schon in der Erörterung der verschiedenen theoretischen Modelle, mit denen die Anorexie erklärt wird. Diese Modelle werden jeweils umfassend und fair vorgestellt, dabei aber auch auf ihre Mängel hin untersucht. Das gilt nicht nur für biomedizinische Modelle, die somatische Komponenten in den Vordergrund stellen, sondern auch für psychologische Ansätze und die in letzter Zeit sehr populären kulturellen Erklärungsmuster. Von diesen werden anorektische Frauen teilweise als Heldinnen des feministischen Widerstandes gesehen, die sich durch Verweigerung gegen die Zumutungen einer patriarchalisch-kapitalistischen Gesellschaft wehrten. Demgegenüber betont Brumberg aus ihrer Kenntnis zahlreicher Fälle, wie sehr die Betroffenen unter dieser Krankheit leiden und welche Qualen die Patientinnen, ihre Familien und die behandelnden Personen oftmals ertragen müssen. Sie plädiert bezüglich der Erklärung der Anorexie letztlich für ein Zwei-Stadien-Modell, wobei es im ersten Stadium um den kulturellen Kontext geht, in dem eine Neigung zum krankhaften Fasten entstehen kann, bzw. in welchem »ein Individuum zum Fasten »rekrutiert« wird« (S. 44). Darauf folgt das zweite Stadium mit physischen und psychischen Veränderungen der Anorektikerinnen, das an eine Sucht mit all ihren körperlichen und mentalen Begleiterscheinungen erinnert und aus dem die Betroffenen sich oftmals nicht mehr befreien können.